

Barbara Leciejewski

FRITZ

UND  
EMMA

ROMAN

**SPIEGEL**  
Bestseller

Ullstein 

hätte, aber den Mirabellenbaum hab ich stehen lassen ...« Marie hatte den Eindruck, dass er noch etwas hinzufügen wollte, sein Mund bewegte sich stumm, doch dann sagte er nur: »Zum Glück! Sonst hätte ich heute nicht den guten Schnaps.« Das hinterhergeschobene Lächeln wirkte ein wenig gezwungen, was gar nicht zu dem alten Mann passte. Er war einer, der entweder gar nicht lachte oder von Herzen, aber nicht aus Höflichkeit oder weil andere es erwarteten. Er war einer, der Leuten die Tür vor der Nase zuschlug und sich nicht in ein falsches Lächeln flüchten musste, um seine Ablehnung zu verschleiern.

»Oh ja, das wäre ein Unglück, das kann ich nur bestätigen«, scherzte Marie, wobei sie sich noch einmal kräftig räusperte, und gleich wurde Fritz' Lächeln wieder natürlicher.

»Was für eine Werkstatt ist das denn, die Sie haben?«, erkundigte sich Jakob interessiert.

»Eine Schreinerwerkstatt. Ich war Schreinermeister.« Und mit hörbarem Stolz fügte er hinzu: »Ich habe die Festhalle von Oberkirchbach gebaut. Und die Friedhofshalle. Wenn Sie irgendwas in Oberkirchbach sehen, das aus Holz ist, dann ist das höchstwahrscheinlich von mir.«

»Die Bänke in der Kirche auch?«, fragte Jakob.

Sofort umwölkte sich Fritz' Gesicht. »Nein. Die nicht. Die sind schon älter.«

»Aber die Festhalle, die ist von Ihnen?«, staunte Marie.

»Allerdings! Zum größten Teil jedenfalls. Hat lange gedauert, bis sie fertig war. Und heutzutage lässt man sie verrotten.« Eine Mischung aus Wut und Wehmut trat in die Miene des alten Mannes.

»Na ja, ich nehme an, die Instandhaltung würde sicher einiges kosten«, gab Marie zu bedenken. »Und wenn man keine Verwendung für die Halle hat, dann investiert man das Geld eben nicht.«

»Zumal die Gemeinde, wie man uns sagte, hoch verschuldet ist«, warf Jakob ein.

Fritz machte eine wegwerfende Handbewegung, holte die Flasche aus dem Schrank und goss sich noch einen ein. »Ich denke, Sie veranstalten demnächst dieses große Fest«, sagte er. »Deswegen waren Sie doch mit der Liesel hier, oder nicht? Oder braucht ihr die Halle dafür nicht?«

»Doch, eigentlich schon, die Halle wäre natürlich ideal, aber ich weiß nicht, in welchem Zustand sie ist und ob man sie benutzen könnte.«

»Haben Sie noch nie da reingeschaut?«

»Nein.«

Fritz stand auf. »Dann kommen Sie mal mit.«

Draußen im Flur zog er ein paar Straßenschuhe an und griff nach seinem Gehstock. Bevor er die Tür öffnete, langte er in die Schublade einer auffallend hübschen kleinen Kommode im Flur und zog einen Schlüssel heraus, der an einem seltsamen Schlüsselband hing. Eine Art Medaille war daran befestigt.

»Auf geht's«, rief er. Marie und Jakob folgten ihm.

Bis zur Festhalle war es nicht besonders weit. Sie lag an einem Knotenpunkt des Ortes, an dem sich drei Straßen kreuzten, unweit der Treppen, die zur Kirche hoch führten, und gleich beim ehemaligen Marktplatz, der ebenso verlassen und ungenutzt war wie die Festhalle.

Von außen machte das Gebäude keinen sonderlich spektakulären Eindruck und wirkte eher wie eine Turnhalle, doch als Fritz die massive Holztür am Vordereingang aufschloss und Jakob und Marie einließ, sperrten beide Mund und Augen auf. Das war eine Festhalle, wie man sie sich nur wünschen konnte, mit einer Bühne und einem großen Saal und sogar einer Empore. Auch wenn alles einen vernachlässigten, verstaubten, ja sogar heruntergekommenen Eindruck machte, war die ehemalige Schönheit des Saales unübersehbar. Die Holztäfelung der Decke, die Musterung des Bodens, die geschnitzten Holzpfeiler an den Seiten, die Treppen zur Empore und zur Bühne mit den geschmackvoll gestalteten Geländern, das alles war größte Handwerkskunst und für die Ewigkeit gemacht. Und es verkam.

»Das ist eine Schande, dass man so einen Saal nicht nutzt«, brach es aus Marie hervor. »Das ist so ... so schön!« Sie stand vor der Bühne und drehte sich einmal im Kreis, ungläubig staunend. Vor ihrem geistigen Auge tauchten die Honoratioren der Gemeinde auf, wie sie im Pfarrhaus am Tisch saßen und ratlos aus der Wäsche schauten, weil sie keine Ahnung hatten, wie sie diesen großen Dorfgeburtstag begehen sollten. Sie hatten nicht nur keine Ahnung, sie hatten auch keinen Mumm und keine Fantasie. Wie konnte es sein, dass man ein solches Prachtstück ungenutzt vergammeln ließ?

»Das ist eine Schande!«, wiederholte sie laut und zornig. Sie wusste nicht, wo dieser plötzliche Zorn und die Empörung in ihr herkamen.

»Marie!«, mahnte Jakob sie.

»Was denn? Ist doch so. Wie kann ein ganzes Dorf nur so eingeschlafen sein?«

»Marie!« Diesmal war Jakobs Mahnung nicht mehr so sanft.

»Ihre Frau hat ganz recht«, sagte Fritz mit hängendem Kopf. »Oberkirchbach ist eingeschlafen. Man könnte auch sagen, es ist tot.« Er wandte sich ab und ging zur Tür, um den beiden zu bedeuten, dass er nun wieder nach Hause wollte. Als Marie an ihm vorbeiging, blieb sie vor ihm stehen. Auch wenn er schon so alt war, war der Mann immer noch fast einen Kopf größer als sie. Ernst blickte sie zu ihm auf.

»Und Sie, Herr Draudt, was haben Sie dazu beigetragen, dass der Ort am Leben bleibt?«, fragte sie.

Sie erwartete einen Wutausbruch, aber den nahm sie in Kauf, sie war gerade in der richtigen Stimmung, um es mit jeder Art von Wut aufzunehmen. Doch Fritz Draudt wurde nicht wütend, er erwiderte ihren Blick ruhig und ein bisschen traurig und schwieg. Dann wandte er sich ab und sperrte die ehemalige Festhalle, seine Festhalle, wieder zu.

## 1949

Es war dunkel. Er sah nur ihre Schatten. Aber er konnte ihren Atem hören. Sie waren ganz nah. Sie hatten sich an ihn herangeschlichen. Jetzt hielten sie ihn fest, drückten ihn zu Boden. Sie würden ihn töten oder gefangen nehmen und dann wieder ins Lager stecken. Er musste sich wehren, er konnte nicht dorthin zurück. Er durfte nicht aufgeben, er wollte doch nach Hause. Zu seiner Familie, zu Emma. Er musste sich wehren. Mit aller Kraft. Verzweifelt kämpfte er, schaffte es, die Oberhand zu gewinnen. Wenn er doch nur etwas sehen könnte. Einen bekam er zu fassen. Am Hals. Zudrücken! Er hatte nur seine bloßen Hände, keine Waffe.

Jemand schrie. Jemand, der genauso unschuldig in diesen Krieg gestolpert war wie er selbst, jemand, der auch zurückwollte. Nach Hause. Egal. Nur einer konnte überleben. Zudrücken!

Emma!

Ihr Bild drängte sich in seinen Kopf, ihre Stimme.

Hände patschten in sein Gesicht, kleine, weiche Hände. »Fritz!« Sein Name kam mühsam aus dem Mund des Angreifers, mit dem er rang.

Emma!

War das ihre Stimme?

»Fritz!«, gurgelte sie in größter Not.

Sie war in Not. Er musste ihr helfen. Wie kam sie denn überhaupt hierher? Wo war er?

»Fritz!«

Seine Hände ließen los. Er hörte ihr Keuchen und Husten. Das war Emma. Jemand hatte ihr wehgetan. Jemand ... Er.

Er hatte ihr wehgetan.

»Fritz!«, flüsterte sie erlöst.

»Emma!«, schrie er entsetzt.

Er hatte sie angegriffen. Er hatte sie verletzt, gewürgt. Er hätte sie um ein Haar ...

Er konnte den Gedanken nicht zu Ende denken, sprang aus dem Bett, kauerte sich voll Abscheu über sich selbst in die Ecke. Er hatte Emma angegriffen!

Sie kroch aus dem Bett, tastete sich zu ihm heran und kniete vor ihm nieder.

»Fritz!«, sagte sie sanft und leise und versuchte ihn anzufassen.

»Nein! Nein!«, wehrte er ab. »Geh weg! Geh weg von mir!«

»Du hast geträumt, Fritz, du kannst doch nichts dafür.«

Wie ihre Stimme krächzte, ihre sonst so klare, weiche Stimme. Er hatte sie zerstört. Er war ein Monster. Der Krieg hatte ein Monster nach Hause entlassen.

Sie streichelte seinen Kopf, er krümmte sich weg. Warum nur passierte ihm das?

»Fritz, ich liebe dich doch.«

»Nein«, stieß er hervor. »Nein. Tu das nicht. Lieb mich nicht.«

»Doch, das tu ich!«, sagte sie, tränenerstickt. Was seine Hände nicht geschafft hatten, schaffte das Leid, das er ihr zufügte. Es nahm ihr die Luft.

Er war dankbar für die Dunkelheit, die sie umgab, er hätte es nicht ertragen, ihr in die Augen zu sehen. Ihre Nähe quälte ihn, und gleichzeitig wünschte er sich nichts mehr, als von ihren Armen gehalten zu werden. Nur bei Emma hatte er sich ganz und heil gefühlt, nur bei ihr hatte er vergessen können, was er mit aller Macht vergessen wollte. Aber das war mit einem Mal vorbei. Er hatte sie angegriffen.

»Du hast das nicht gewollt«, flüsterte Emma erneut, leise und hilflos.

»Umso schlimmer!«, schrie er sie an. »Ich hab es nicht gewollt und doch getan. Ich kann es nicht beherrschen, Emma. Ich kann nicht voraussehen, wann diese Albträume kommen, und ich kann nicht kontrollieren, was ich dann tue.«

Sie zuckte zurück. Er nahm ihre Hand, entschuldigte sich, dafür, dass er sie anschrie, er wollte es nicht noch schlimmer machen. Sie sank neben ihm nieder und lehnte sich an ihn.

»Was ist, wenn das wieder passiert?«, fragte er verzweifelt. »Was ist, wenn es passiert, wenn wir verheiratet sind? Wenn du Nacht für Nacht neben mir liegst?«

»Das wird es nicht«, behauptete sie einfach.

»Wieso nicht? Es ist gerade passiert.«

»Es wird weniger«, hielt sie dagegen. »Mit der Zeit und mit mehr Abstand.«

»Woher willst du das wissen?«, fragte er sie. »Und selbst wenn es so wäre, sollen wir einfach hoffen, dass ich dich bis dahin nicht umgebracht habe?«

Er spürte, wie sie sich noch fester an ihn klammerte, als wollte sie ihn festhalten. Sie dachten beide dasselbe, und keiner sprach es aus – noch nicht. Sie hatten einander versprochen, sich nie zu trennen, sie waren einander nur ein paar Stunden zuvor so nah gewesen wie noch nie. Aber was bedeutete das jetzt noch?

»Du musst nach Hause«, sagte er.

»Ja«, hauchte sie, kaum dass man es hören konnte. Er half ihr auf die Beine und nahm sie an der Hand, als er sich bis zur Tür vortastete. Draußen war die Dunkelheit nicht mehr so undurchdringlich, denn der Mond schien vom Himmel. Sie fanden sich ohne Mühe zurecht und liefen Hand in Hand den Waldweg hinab, bis sie Emmas Elternhaus erreichten. Dort umarmten sie einander stumm, wieder klammerte sich Emma an ihm fest, so fest, als wollte sie ihn nie wieder loslassen. In diesem Moment wusste er, dass er niemanden auf der Welt jemals so sehr lieben würde wie Emma. Und er wusste auch, was er tun musste, um sie zu beschützen.

Emma hatte in der Nacht nicht geschlafen. Still saß sie am Küchentisch bei einer Tasse Tee und einer Scheibe Brot und rührte nichts davon an. Ihre Mutter beobachtete sie und fragte, ob sie krank sei. Emma schüttelte den Kopf. Sie rechnete es ihren Eltern hoch an, dass sie nicht fragten, warum sie denn erst mitten in der Nacht nach Hause gekommen war.

»Gehst du nachher zu Fritz?«, fragte ihre Mutter.

Es war Sonntag, natürlich ging sie da zu Fritz. Irma versuchte auf ihre Art zu erfahren, ob sie sich gestritten hatten. Aber das hatten sie nicht, es war viel schlimmer.

»Ja, nachher«, sagte Emma und hob endlich ihre Tasse an den Mund, als wollte sie damit demonstrieren: Alles ist gut.

Nichts war gut.

Mit jedem Schritt zum Haus von Pfarrer Wiesner klopfte ihr Herz lauter. Als sie vor dem Fenster des Souterrains niederkniete und gegen die gekippte Scheibe klopfte, saß Fritz mit gebeugtem Rücken auf seinem Bett und schaute kaum auf, als wäre sein Kopf zu schwer, ihn zu heben. »Ich komme«, sagte er tonlos und ging zur Tür. Ein paar Sekunden später stand er vor ihr und versuchte ein Lächeln. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und küsste ihn so schüchtern, als wären sie Fremde und würden einander nicht schon ihr ganzes Leben lang kennen. Sie ergriff seine Hand, nebeneinander schlenderten sie durchs Dorf, so wie sonst auch.

»Lass uns zur Kirche hochgehen«, sagte Fritz, als sie an der Treppe vorbeikamen.

»Seit wann zieht es dich zur Kirche hinauf?«, neckte ihn Emma. Sie versuchte so zu tun, als wäre alles wie immer: Händchen halten, scherzen.

»Da ist jetzt keiner mehr«, entgegnete Fritz nüchtern.

»Ja, das stimmt.« Emma gab ihr Bemühen um Unbekümmertheit auf und stieg hinter ihm die Stufen empor.

Es war doch noch jemand da. Der Kirchendiener sperrte die Kirche ab und warf ihnen einen strafenden Blick zu. Die schöne Aussicht genießen, aber nicht zur Kirche gehen, das haben wir gern, sagte dieser Blick. Fritz schaute ungerührt und so finster zurück, dass der Kirchendiener schleunigst das Feld räumte.

Sie lehnten sich an die Mauer und schauten über den Ort. Man konnte von dort oben Fritz' Rohbau sehen, genauso wie das Haus der Familie Hilles, ganz weit hinten am Waldrand. Mit einem Blick konnten sie ihr ganzes Leben umfassen. Emma ließ sich auf die Mauer nieder und blinzelte in die Frühlingssonne. »Ist das schön! Ich glaube, nirgendwo ist es so schön wie hier.«

Er stimmte ihr nicht zu, und er setzte sich nicht zu ihr. Sie musste ihn nicht einmal ansehen, um zu wissen, dass er sich innerlich stahlte, um etwas zu sagen, das sie nicht hören wollte. Dann sagte er es. Ohne Einleitung. So brutal, wie es nun einmal war: »Wir müssen uns trennen, Emma.«

Ihr war, als würde ihr Körper augenblicklich zu Staub zerfallen. Sie konnte nicht glauben, dass er das gesagt hatte. Und wenn doch, dass er es auch meinte.

»Nein!«, sagte sie, so wie man unwillkürlich Nein sagte, wenn jemand mit einem Messer auf einen zukam und man genau wusste, dass ein dieses Messer in der nächsten Sekunde durchbohren würde.

»Doch!«, erwiderte er, ohne sie anzusehen. »Es geht nicht anders.«

Sie atmete tief durch, nahm allen Mut zusammen und stand auf.

»Ich will mich aber nicht von dir trennen, Fritz. Und ich weiß, dass du das auch nicht willst. Wir werden eine Lösung finden. Gemeinsam. Aber ich lasse nicht zu, dass ...«

»Du verstehst gar nichts, oder?«, unterbrach er sie schroff. »Ich könnte es nicht ertragen, wenn ich dir etwas antun würde. Und sag jetzt nicht, dass das nicht passieren wird. Du hast es gestern Abend doch gesehen. Ich kann das nicht. Ich habe schon zu viel ertragen. Lieber verliere ich dich und weiß, dass es dir gut geht, als dass ich mit dir zusammen bin und immer befürchten muss, dass ich dich eines Nachts umbringe, weil ich wieder glaube, ich bin noch im Krieg.«

Emma starrte ihn sprachlos an. Er meinte es ernst. Und wenn Fritz etwas ernst meinte, dann gab es kein Zurück. Er war keiner, der nur redete.

»Du willst unsere Verlobung lösen?«